

Ein Aufstieg.

Adelheid Popp, unsere österreichische Führerin, hat ihrer Jugendgeschichte einer Arbeiterin ein zweites Bändchen folgen lassen: „Aus meinen Erinnerungen“ (erschienen im J. S. B. Dießigen Verlag in Stuttgart).

Wir lernen darin das Leben einer Arbeiterin kennen, die sich aus der Tiefe durch Willensstärke und strenge Selbstzucht ein geistiges Leben in fräulicher Würde geschaffen hat. Das Kind flüchtet sich in die weite Stille der Erwachsenen, die ihre alltägliche Rede in Räubergeräuschen farblich und geräuschvoll, von Geisern umspült, austoben. In ihnen ist das wirkliche Leben so ausgeglichen, daß die Forderungen der Menschen nie hervordringen. So wie heute, da man sich nicht mehr gemeinsam Geschichten erzählt, sondern heimlich und einsam Gedrucktes verschlingt, Schundliteratur, die ein verlogenes Lebensbild aufrollt, in dem wiederum die einfachsten Ansprüche an das Leben von phantastischen Schicksalshoffnungen unterdrückt werden.

Aber umfomehr schmerzen die Demütigungen des Arbeiterkindes, die Adelheid Popp aus ihrer Kindheit schildert. Sie erleidet eine Kragödie mit ihrem Leibe, das sie in Sturm und Unwetter verliert und das sie durchkämpft und beschädigt wieder erhält, um dann von den Kindern und Lehrern Qualen ausstehen zu müssen, weil niemand die Not erfährt, daß eine arme Mutter kein Geld hat, um ein neues Buch zu beschaffen. Bis das Kind dann nach vielen Gängen zu den Wohlhabenden endlich wieder in den Besitz eines ordentlichen Schulbuchs gelangt, hat das arme kleine Menschenkind schmerzliche Leiden ertragen, von denen in ihrer Niedrigkeit kein Mensch erfährt.

Ein andermal ist das Mädchen im glücklichen Besitze einer Handvoll Weiden. Es war ein fremder Garten, den sie beraubt hatte. Der Wärter stört die Kinder drohend aus ihrer Freude auf. Alles flüchtet auseinander, die kleine Adelheid gerät in ihrer Angst auf ein Wehr, zitternd klettert sie darüber hin und zwängt sich endlich durch eine Lücke. Die Juchauer sind starr vor Entsetzen, so daß es keiner Abstrafung kommt. Das Mädchen, das der Lebensgefahr entronnen ist, dessen Herz in Schreden pocht, wird von der Mutter wegen dieser tollen Tat geprügelt.

Wieder einmal macht sich das Kind mit einigen selbstberdienten Kreuzern auf und besucht das Marionettentheater, in dem ihm eine unbekannte wunderfame Welt aufgeht, die alle Leiden und Entbehrungen in Entzückung wandelt. Unter diesem Eindruck führt das Mädchen nach Hause und juchzt die Freude in die enge arbeitselige Stube hinein. Die Mutter entsetzt sich über diese Vergeudung des Geldes für Tand, man hätte Lebensmittel dafür haben können. Das Kind wird geschlagen, später aber aus Mitleid geliebt. Im Schoße der armen Mutter weint das Kind seine Enttäuschung, sein Leid, seinen Leichtsinns aus.

An diese frühen Leiden reiht sich das Leben in der Fabrik. Die Arbeiterinnen machen sich das Dasein erträglich durch eingebildete Genüsse. Ein Mädchen studiert Theaterkritiken und beherrscht auf dem Papier alle Erscheinungen der Bühnenwelt. Die einen sind stumpf, andere rechtchaffen, wieder andere genießen das Leben, um es zu ertragen. Adelheid hält innigste Andacht auf einem Kirchhofe, wo sie an Allerseelen eine Wachslerze entzündet für irgend ein Ideal, einen Ritter aus Stein, der Jugend, Schönheit, Sehnsucht nach irgend einem lebendigen Ziel in sich birgt. Nach diesen Einbildungen kommen schlechte und schlechte Freier des Mädchens, die sie von sich weist.

Die junge Arbeiterin gerät durch die Textilarbeiterbewegung in Versammlungen und beginnt die Tatsachen des Lebens der Arbeiter zu sehen. Die Arbeiter ergingen sich damals noch in albernem Märchen über die unbekannte Erscheinung der Rednerinnen, die sie als Mannweib oder auch als höhere Wesen bestaunten. Frauen traten auf, um Weibels „Frau und der Sozialismus“ feurig, wenn auch nicht immer wissenschaftlich, zu verhandeln. In Wien streiten 600 Appreturbeiterinnen, die zum ersten Male an Versammlungen in die Natur hinauswandern; Mütter lernen ihre Kinder in diesen Feiertagen kennen. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Schlaf werden für sie Forderungen, die sie plötzlich aufzurufen. Frauen beteiligen sich an politischen Demonstrationen, die Dienstmädchen folgen einem Aufrufe, um gegen die veraltete Gefinordnung zu protestieren.

Adelheid Popp wächst in der Bewegung und erträgt die Mühen der Agitation, die in der ersten Zeit Unbehaglichkeiten, oft Belästigungen, Widerstände der Behörden mit sich bringen. Sie gewinnt Erfolge in den keritalen Gegenden, gerade weil die religiöse Ueberzeugung der Menschen sich gegen den fanatischen Keritalen, der die Innerlichkeit der Gläubigen verleiht, auflehnt.

Die Agitatorin erglühete die heutige Ehe, auch die Mängel der Arbeitererehen. Die Reigungen erschöpfen sich rasch, wenn die Frau dem Manne geistig nicht zu folgen vermag. Frau Popp erzählt Fälle, wie der Mann durch unmäßigen Genuß von Alkohol vertiert und die Gemeinschaft von Eltern und Kindern zerstört. Sie wendet sich gegen die Frau, die den Mann zu besorgen wähnt, um ihn zu hemmen. Sie zeigt die Leiden der abhängigen Mutter, um aus all diesen harten Konflikten eine Freiheit zu finden: die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau vom Manne, die ihr die Würde verleiht, sich in ihren Beziehungen zum Manne menschlich zu zeigen. Der Beruf der Mutter erfordert soziale Zustände, in denen die Erziehung der Kinder von Berufenen ausgeübt wird. Es müssen alle Fortschritte der Technik im Haushalte angewandt werden, Vereinfachung durch Verbesserungen; nicht Zufallsausfrauen bleibt Herd und Heim überlassen, sondern Frauen, die aus Reigung die Häuslichkeit tüchtig leiten, um andere wiederum zu entlasten. Dazu ist das Erlernen der Hauswirtschaft notwendig, um dem Fischen der Vielen die Zweckmäßigkeit der Geübten entgegenzustellen. Aus der Tugend der Frau, der Unterordnung und Aufopferung, die duldet und leidet, sollen Tugenden erstehen, die Fruchtbares in der Allgemeinheit leisten.

Adelheid Popp erhofft aus den Erfahrungen, die die Frauen im Weltkrieg machen, eine Befreiung aus der Inselständigkeit, die Gewöhnung an eigenes Handeln, das der Erfahrung entspringt. Die Frauen müssen auf jedem Gebiete in ihrer Art nicht nur als Verehrerinnen der Rechte ihres Geschlechts wirken, sondern indem sie ihnen der Sinn für die Pflichten schärft, sollen sie auch Kämpferinnen für das menschliche Ideal des Sozialismus werden. Zu diesem Ziele, das verächtlich liegt, bedarf es in Zukunft aller Energie von Mann und Frau, die durch keine Vorurteile oder kleinliche Hemmungen geschwächt werden dürfen.

E. B.

Kleines Feuilleton.

Ein Gewehrzielspiegel.

Der „Schweiz. Schützenzeitung“ wird aus Basel geschrieben: Ganz im stillen wurden am Sonntag, den 3. Oktober 1915, im Alschwiler Schießstand, Basel, mit einem von G. Bürgin in Basel 19 konstruierten „Gewehrzielspiegel“ interessante Schießübungen in Anwesenheit von zwei Herren Schießoffizieren vorgenommen, wobei ganz unerwartete Resultate zutage traten. Dieser Spiegel ist so konstruiert, daß, wie man zu jagen pflegt, hinter den Eden hervorgehoben werden kann. Diese Reueit ist in der heutigen Kriegstechnik (Stellungskrieg) dazu berufen, daß jedem Gewehrtragenden ein solcher Apparat zur Ausrüstung mitgegeben wird, welcher, nebenbei bemerkt, nur 150 Gramm wiegt und im Ru an jedem Gewehr angebracht werden kann. Er kann in liegender, knieender und stehender Schießstellung verwendet werden, wobei Kopfschüsse in guter Deckung ausgesprochen sind. Es kann dann ebenso sicher gezielt werden als ohne Apparat und bei offener Stellung, jedoch ist dabei ausgeschlossen, daß der betreffende Schütze vom Gegner gesehen noch getroffen wird. Es liegt nun klar auf der Hand, daß dem Schützen, weil er sich geschützt weiß, ein ruhiges und sicheres Zielen ermöglicht ist, was natürlich sehr von Vorteil ist, weil damit jede Munitionverschwendung aufhört. Außerdem können dem Gegner bedeutend mehr Verluste zugefügt werden. Soll hingegen der Gegner über Mauern und Hecken hinweg beobachtet werden, dann leistet auch da dieser Apparat vortreffliche Dienste als Periscope. Ferner dient er als Selbstkontrollapparat, denn ein Verfehlen des Gewehres ist unmöglich, indem der Schütze sich selbst davon überzeugen kann, ob er das Gewehr richtig angelegt hat oder nicht. Somit kann sich jeder an Hand dieses Zielspiegels selbst zu einem guten Schützen ausbilden. Bei jeder Witterung kann dieser verwendet werden, und es ist das Ziel besser sichtbar als ohne denselben, da sich das Bistier, Korn und Ziel nur 20 Zentimeter weit vom Auge entfernt befindet. Das Auge wird beim Zielen nicht mehr ermüdet, als wenn das Ziel 300 bis 500 Meter und noch weiter entfernt gesucht werden muß.

Der deutsche „König von Cacal“.

Cacal oder Tschatschal, wie das jüngst genommene Serbenstädtchen heißt, hat keine Vergangenheit. Archäologische Funde lassen erraten, daß die günstige, 246 Meter über dem Meere gelegene Festungsstelle dem strategischen Scharfblick der Römer nicht entgangen ist. — Iust aber schweigen hier die Jahrtausende bis in die Balkankrisen des 19. Jahrhunderts hinein, wo öfters ein erbitterter Kampf um dies Zentrum einer getreidereichen Landschaft geführt wurde. Aber in der noch ungeschriebenen Kulturgeschichte des Deutschums auf dem Balkan spielt es dafür eine um so größere Rolle: das ganze moderne Tschatschal ist die Schöpfung eines ehemaligen deutschen Wanderburschen und späteren Millionärs Ferdinand Stren. Als Seilergehilfe hielt er mit seinem Bruder Jakob, einem Tischler, um 1845 seinen Einzug in das Städtchen. Das „Leben auf der Walze“ hatte ihm manche Handfertigkeit und die Kunst überall sich nützlich zu machen, gelehrt, und so trieb er zuerst Pflaumenhandel, braute den Serben ein trinkbares Bier, ward schließlich als Grundstückspekulant reicher und reicher und erfaltete eine unermüdete Bautätigkeit. Nicht zu vergessen ist, daß es nach den spärlichen biographischen Notizen, die ein österreichischer Reisender über ihn sammeln konnte, nur seine „sprichwörtliche“ Redlichkeit war, die ihm „trotz seiner deutschen Abkunft“ allgemeines Vertrauen erwarb. Stren war der erste Volksfreund in Serbien, der sich nicht wie die vielgerühmten Helben Karageorg und Milofsch Obrenowitsch auf Kosten von Stadt und Land bereicherte, sondern neue soziale Gesichtspunkte ins öffentliche Leben brachte. So gründete er einen städtischen Fonds, aus dem arme Schüler ein Stipendium erhielten, legte unter vielen Kämpfen eine gründliche Sanierung des früher einen Miasmenherd bildenden Städtchens durch, erwirkte die Anpflanzung von Strauchbäumen und reformierte noch manches andere mit deutscher Fairheit. Originell und wohl ziemlich einzig dastehend ist eine merkwürdige Baupflichtung: er errichtete nämlich große schöne Kalernen, die er dem Staate vermietete. So wohnt die bewaffnete Macht in Tschatschal in den Häusern eines Deutschen zu Gaste.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Theater in der Königgräber Straße ist die Erstaufführung von Schillers Trauerspiel Maria Stuart auf Freitag, den 12. November festgesetzt. In ihr und den ersten Wiederholungen am Sonnabend, den 13. und Sonntag, den 14. November, wird Albert Steinrück vom Münchener Hoftheater mitwirken.

— Die Volksooper im Metropol. Die Deutsche Volksooper wird im Metropol-Theater an den Sonn- und Feiertag-Nachmittagen in dieser Spielzeit Operaufführungen veranstalten. Als erste Oper gelangt „Martha“ von Flotow zur Aufführung.

— Die Inskription am Reichstagsgebäude. Die Ausschmückungskommission des Reichstags hielt am Donnerstag eine Sitzung ab. Es wurde beschlossen, für die Inskription am Reichstagsgebäude (dem deutschen Volke) zunächst Entwürfe in Antiqua, Fraktur- und Uncialschrift herstellen zu lassen.

Ob die Inskription am Hause Antiqua oder Fraktur wird, scheint uns weniger wichtig; die Hauptsache bleibt, daß im Reichstagsgebäude Fraktur geredet und gehandelt wird — dem deutschen Volke zum Nutzen.

— Briefmarken und Weltkrieg. Trotz und zum Teil auch infolge des Krieges sind in verschiedenen Ländern neue Briefmarken ausgegeben worden. Deutschland hat keine besonderen Kriegsmarken eingeführt, wie z. B. Oesterreich und Ungarn. Aber in den besetzten Teilen Belgiens und Rußlands werden deutsche Marken mit entsprechendem Ausdruck verwendet. Im Jahre 1914 wurden neue Marken herausgebracht in Bayern, der Schweiz (mit dem Teilslopp), Norwegen (Jubiläumsmarken), Türkei (zum erstenmal mit Landschaftsbildern und dem Sultanskopfe), in den Niederländischen Kolonien, China usw. Eine neue Marke der Republik Kuba zeigt zum erstenmal ein Flugzeug.

Der fällige Nachtrag (der 31.) zu Schoubeds Permanentalbum ist trotz des Krieges erschienen (im Verlag von C. F. Lüde, Leipzig) und bietet dem Sammler einen sicheren Führer durch alle die Reueiten. Freilich mancher Philatelist wird sich freuen, weil es ihm immer leichter wird, aus dem ununterbrochen fließenden Strom der Reueiten das Begehrte herauszufischen. Die erotischen Spekulationsmarken vollends, die besonders im Nachtrag gekennzeichnet sind, werden kaum jemand locken.

1) Morref, na!

Von Richard Slowronnel.

Er hieß Orzcha, aber wer sein Vater war, wußte er nicht. Eines Tages war die Maria Orzcha mit ihm nach dem Dorf Dlugosien, in dem sie das Heiratrecht besaß, zurückgekehrt. Jung und gesund war sie vor jenen zehn oder zwölf Jahren mit einem Zug von Sachsendüngern ins Reich fortgewandert, und sieh und elend und mit einem Anhängel an der Hand kam sie wieder zurück. Sie hatte gerade noch soviel Kraft, sich bis vor das Haus des Dorfschulzen zu schleppen, dann legte sie sich, um nicht wieder aufzustehen. Das kleine Anhängel aber fiel der Gemeinde zur Last, denn soviel auch seine Mutter da draußen in der Fremde umhergestoßen sein mochte, das Recht an die Heimat, oder, wie es in den Bestimmungen hieß, ihren „gesetzlichen Unterstühtungswohnsitz“ hatte sie nicht verloren. Und als sie merkte, daß es mit ihr zu Ende ging, da hatte sie sich mit dem letzten Rest ihrer Kräfte nach der Heimat zurückgeschleppt. Vielleicht, daß sie in der Fremde nicht hatte sterben wollen, ohne zu wissen, daß ihr Kind vorjort war und an dem Platz hand, auf den es einen Anspruch hatte. Die Gemeinde aber war von dem unerwarteten Zuwachs ihrer Lasten wenig erbaud. Zwar die Maria Orzcha zu begraben, hatte wenig Kosten verursacht, ein halbes Duzend ungehobelter Bretter und ein Fiedchen Erde auf dem Dorfschulhof; den kleinen Jungen aber aufzunehmen, den sie zurückgelassen hatte, bedeutete eine jahrelange anbauernende Inanspruchnahme des Dorfschulzels, und dagegen sträubte sich die Gemeinde mit allen verfügbaren Kräften. Zunächst wurde ein Prozeß gegen die Gemeinde angestrengt, in der die Maria Orzcha laut ihrem Arbeitsbuch zuletzt Beschäftigung gefunden hatte, da irgendwo unken in Westfalen, aber diese Gemeinde konnte nachweisen, daß sie die „Person“ rechtzeitig abgeschoben hatte, ehe sie bei ihr den „Unterstützungswohnsitz“ erlangt hätte, was der Prozeß ging verloren. Dann wurde der Versuch gemacht, den Kleinen dem Kreiswaisenhaus aufzunehmen, aber vom Landratsamt kam der Bescheid, daß dafür monatlich sechs Mark an Verpflegungskosten zu entrichten wären. Und als schließlich auch alle Anstrengungen, den Vater zu ermitteln, erfolglos geblieben waren — irgendwelche Papiere, die darüber hätten Aufschluß geben können, hatte die Maria Orzcha nicht bei sich gehabt — entschloß die Gemeinde sich wohl oder übel, das kleine Anhängel in aller Form Rechts anszunehmen und im Dorf zu behalten. Wenn es wochenweise reichum bei den einzelnen Besitzern und Eigenkäufern abgefrüht wurde, war die Last schließlich zu tragen. Schlafen konnte es im Armenhaus, in dem es schon jezt, bis zur Entscheidung all der strittigen Fragen, untergebracht worden war, und für das bishpen Kleidung sorgte wohl od und zu einmal eine mitleidige Mutterseele mit einem abgelegten Kittelchen. Aber zweifundzschig Mark bares Geld alljährlich an das Kreiswaisenhaus für die Erziehung eines hergelauenen Balgs zu zahlen, das später doch einmal, wenn es arbeitsfähig war, dem besseren Verdienst bei den Sachsendüngern nachließ, das konnte kein Willigentender der Gemeinde zumuten.

Der kleine Orzcha aber kümmerte sich wenig darum, daß um seine Person ein Prozeß geführt und einige hundert Bogen gelbes Kanzleipapier vollgeschrieben wurden. Er hatte vom ersten Tag an den ihm zukommenden Platz im Armenhaus eingenommen, schrie, wenn er hungrig war so lange, bis ihm das Wäudchen gestopft wurde, und wenn die Sonne schien, stapfte er nach dem Dorfanger hinaus, um dort mit den andern Hemdenmägen im Sand zu huddeln. Auch die Prozedur der Taufe, die der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfs zur Sicherheit mit ihm vornahm, ließ er ruhig über sich ergehen, ebenso wie er es sich gefallen ließ, daß man ihm dabei den Namen Abel gab, den Namen des kalenderheiligen, an dessen Ehrentag seine Mutter ihn ins Dorf gebracht hatte. Die Spielgefährten aber nannten ihn den kleinen Westfalen, denn von dorther war er gekommen. Was jedoch seine wirkliche Abstammung anbetraf, so ließ sein Aussehen eher auf einen Italiener schließen. In einem haßelnußfarbenen Gesichtchen stand ihm ein Paar tollschwarzer Augen, sein dunkles Haar frausie sich in kurzen Locken wie die Wolle eines achtstägigen Wämmleins, und seine kleine Nase wölbte sich in zierlichem Bogen nach außen, anders als die Stumpfnäse der kleinen Majurenkinder, bei denen der Bogen meistens nach innen steht. Und das nahm sich unter all den blauäugigen und flachshoorigen Wäudchen und Mädchen, mit denen er sich auf dem Dorfanger tummelte, so absonderlich aus, daß mancher Fremde, der des Wegs daherkam, stehen blieb und ihn nach Namen und Herkunft fragte. Wenn dann aber statt seiner die Spielgenossen antworteten, die Maria Orzcha hätte ihn aus Westfalen mitgebracht, dann nickte der neugierige Frager wohl ernsthaft mit dem Kopf und sprach bei sich im stillen und nachdenklich: „Na ja, da kommt aus aller Herren Ländern soviel fremdes Volk zusammen, daß es kein Wunder ist!“ Und wenn er mal etwas über die Vermischung der verschiedenen Völkersämme gehört haben mochte, dann stellte er vielleicht eine Betrachtung darüber an, wie doch stets dabei die dunkle Farbe über die blonde siegte. Dem kleinen Abel Orzcha aber machte von seinen Vorgenossen keiner einen Vorwurf aus dieser mehr als in einer Hinsicht dunklen Herkunft. Auf dem weiten Platz unter der Linde ließ außer ihm noch so manches Wäudchen oder Mädchen, das die Mutter zwar ganz genau kannte, auf die Frage nach dem Vater aber keine ganz sichere Auskunft zu geben vermochte.

Also wuchs der kleine Bursch, dessen Vater vielleicht irgendwo da unten in Acaepel oder Messina als Rentner von seinem wichtigsten Arbeitsverdienst lebte, als ein vollkommen Gleichberechtigter unter seinen Spiel- und Schulkameraden auf. Höchstens, daß ihm einer der Kostensöhne mal bei gelegentlichen Streitigkeiten das Wort „Armenhändler“ in die Zähne warf, denn einen Unterschied gibt es selbst dort, wo alle ardenen Mannunterscheidungen sonst fortfallen, den zwischen arm und noch ärmer. Seit aber der kleine Westfale groß und stark genug geworden war, solche grobblöde Anspielungen auf seine in pekuniärer Hinsicht minderwertige Herkunft mit einem harten Faustschlag zwischen die Augen seines Gegners zu beantworten, hörten auch diese Vorwürfe auf. Schließlich kam es sogar zu einer Art freiwilliger Unterordnung selbst der älteren Spielgenossen auf dem Dorfanger, denn so schwächig und gart der kleine Westfale auch ausah, an Kraft,

Gewandtheit und Fähigkeit war er seinen sämtlichen Altersgenossen überlegen. Und wenn es galt, einen verwegenen Beutzug in die Obstgärten des Nachbardorfs zu unternehmen, war er der unbestrittene Führer, oder wenn es Zeit war, im Dorfwäudchen die zahllosen Krähenmeister auszunehmen, dann überließ man ihm willig die ehrenvolle Arbeit des Alletterns und begnügte sich mit der minder gefährlichen Rolle des Zuschauers, stand unten auf den grauen Wosshügeln und wartete, bis er die mit grümpfprentelten Eiern bis an den Rand gefüllte Wäge herunterbrachte und den Inhalt großmütig verteilte, indes die Schar der aufgestörten schwarzen Vögel scheelend und Hagend durch die Wipfel strich und die Mütter unter ihnen bis herab auf den frechen Ränder ihrer Brut stießen. Und jedesmal kam er heil wieder herunter, wenn auch der schwankende Nieferrstamm unter der Last seines Körpers das Kopfende bog, daß die untenstehenden kleinen Mädchen vor Angst laut aufschrien und jeden Augenblick glaubten, er müßte herunterfallen. Bei den kleinen Mädchen nämlich hatte er einen großen Stein im Brett, und sie ließen ihm stets in einer ganzen Hecke nach, wo er sich nur sehen ließ. Aber er lagte nur darüber, und wenn's ihm gerade so einfiel, dann schüttelte er den ganzen Inhalt eines Kesttes auf die untenstehenden hinunter, daß sie vor den im Aufschlagen plätschernden Wurfgeschossen freischend und schreiend auseinanderliefen.

So verging dem kleinen Westfalen die Jugend wie ein immerwährendes lachender Maicunmorgen. Zwar hatte er in den letzten Jahren in den Höfen, in denen er nach der Schule reichum sein Essen bekam, hier und da bei der Arbeit ausshelfen müssen, aber das war ihm immer als eine Art von Spielerei vorgekommen, selbst wenn er stundenlang in der Reihe der Kartoffelgräber die Hade hatte handhaben müssen oder hinter einem Schnitter die Halme raffen und in Garben binden. Sein zäher Körper kannte keine Ermüdung, und was er freiwillig tat, dünkte ihm keine Arbeit. Der Ernst des Lebens trat erst an ihn heran, als am Tage der Einsegnung — zu der feierlichen Handlung hatte ihm der Dorfschneider auf Kosten der Gemeindefasse einen richtigen Anzug aus grauem Hausmacherlich zufnähen müssen, einen Rod mit Schößen, in dem er ausah wie ein Erwachsener — ja also an diesem Tag ließ ihn der Dorfschulze zu sich kommen und machte ihm in eindringlicher Rede klar, daß jezt die Zeit gekommen sei, wo er sich der Gemeinde für all die empfangenen Wohlthaten dankbar und erkenntlich zu erweisen habe. Er schulde der Gemeindefasse für die Kosten seiner Erziehung und den Prozeß, den sie seinerhalden hätte führen müssen, alles in allem gegen vierhundert Mark, es sei also nur recht und billig, wenn sie dafür von ihm eine entsprechende Gegenleistung verlangte. Also hätte die Gemeinde beschloßen, ihm zur Abtragung dieser Schuld sechs Jahre lang das verantwortungsreiche Amt eines Dorfschulzen zu übertragen, einen Posten, der durch den Tod seines Vorgängers gerade erledigt worden sei. Sein Essen würde er wie bisher von den einzelnen Besitzern und Eigenkäufern bekommen, Unterkunft ebenso im Armenhaus und alle Weihnachten einen neuen Anzug mit Siefeln und Wäge und als Extravergütung einen Taler bares Geld, der aber auf seine Schuld an die Gemeindefasse größmütigerweise nicht angerechnet werden sollte.

(Fortf. folgt.)

